

Nr. 246 Bromberg, den 26. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(27. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Frank, Peter Lenz, Lina, die Köchin, die haben gesehen, daß ein Vertrag unterschrieben wurde, aber sie haben natürlich keine Ahnung, auf welche Höhe sich der Scheck belief.

Sie fragten auch nicht, bis auf Lina, die ihre Neugier nicht zurückhalten konnte, als Onkel ein Menü bestellte.

„Also wie is et, Herr Otto? Nich wahr, er hat Ihn'n noch was mitjebracht!"

„Dicke, aber dicke, Lina! Ich bin wieder Millionär! Ja, man hat so seine Sorgen."

Lina sinkt mit dem Schöpflöffel in der Hand auf den Stuhl.

„Um Jottes willen! Um Jottes willen! Uff seine alten Tage noch den Schmerz! Wie fühlen Sie sich da man?"

„Ach, ganz gut, Lina! Wissen Sie, Lina, wenn man das schon mal gemacht hat, dann lernt man's fix wieder!"

„Det is een Witz, Onkelchen!"

„Nee, nee, pure Wahrheit! Da, gucken Sie sich mal den Scheck an. Können Sie lesen, Lina ... two Millionen ... hier in Zahlen. Der Scheck ist goldprima!"

„Det sind ja ... üba acht Millionen Mark!"

„Jawoll, Lina! Aber ... niemand darf vor übermorgen was erfahren."

„Wo denken Sie hin! Aber uff wat freu ick mir ...! Der Theodor ... und der Nolte ... die platzen ... die platzen vor Wut, wenn sie det hören."

„Sollen sie platzen! Jetzt machen Sie aber mal ein Menü für fünf Personen, daß wir platzen!"

„Det allerfeinste! Vor so eene noblichte Jesellschaft!"

„Klar, Lina! Die hübsche junge Frau, das ist die Tochter des Zeitungskönigs Hammond."

„Nee sowat! Los jeht's!"

*

Am Abend kommen Dixi und Rudi zurück.

Sie haben sich beide vorgenommen, vorläufig noch keinem von ihrer Verlobung etwas zu sagen. Aber Onkel Otto ist hellhörig. Der Ton zwischen den beiden Menschen ist so ganz anders. Er ahnt, daß zwischen beiden die Liebe im Wachsen ist. Das macht ihn unbeschreiblich froh.

Am Abend nimmt er Dixi beiseite und fragt: „Du, Dixi ... wie gefällt dir denn jetzt der Rudi?"

„Gut! Wir sind wieder so gut kameradschaftlich wie früher, Onkel!"

„Ich denke, das wird noch ein bißchen mehr werden."

„Wer weiß, Onkel!" lacht Dixi wie ein Schelm.

„Du, Dixi, ich habe Besuch aus Amerika bekommen. Ich bin doch nicht arm, wie ich immer glaubte. Meine Unternehmungen drüben prosperieren wieder. Ich habe meinen Anteil verkauft. Ich will dir ... eine halbe Million Mark zu deiner Hochzeit schenken, wenn du den Rudi heiratest!"

Dixi sieht ihn erstaunt an.

„So reich bist du, Onkel?"

„Ja, mein Kind! Für mich hat's nichts zu sagen, ich bleibe der alte ehrliche Otto Käsebier. Ich fange nicht mehr viel an. Also 500 000 Mark ... aber nur, wenn du den Rudi heiratest!"

Dixi gibt dem Onkel einen Kuß.

„Onkel, wenn ich ihn ... nicht so schrecklich lieb hätte, ich glaube, dein ganzer Reichtum würde nicht auslangen, heute nicht mehr. Aber wenn er mich nimmt ... ich sage nicht nein!"

„Er nimmt dich, Mädel, verlaß dich drauf!"

*

Eine Stunde später nimmt er Rudi beiseite und erzählt ihm von seinem neuen Reichtum.

Rudi freut sich ehrlich. Er schüttelt ihm ein um das andere Mal die Hände. „Um dich ... dir gönn' ich's so von Herzen, Onkel."

„Höre mal, Junge, wie ist es denn mit der Dixi ...?"

Rudi wird rot und sagt lachend: „Warum nicht ... wenn sie mich mag ... gern habe ich sie, das kann ich dir sagen!"

„Höre zu! Ich schenke dir zu deiner Hochzeit 500 000 Mark ... wenn du die Dixi heiratest!"

„Aber Onkel, das ist doch unnötig!"

„500 000 Mark! Ich bin ein alter Kerl, und es bleibt noch soviel übrig. Was ich gesagt habe: 500 000 Mark bei Lebzeiten, wenn du die Dixi heiratest!"

„Wenn sie mich nur mag, Onkel!" lacht Rudi.

Verschmitzt lächelnd sagt ihm Onkel ins Ohr: „Im Vertrauen ... ich habe sie vorhin gefragt ... sie hat dich rasend lieb."

„Wirklich? Hat sie dir das anvertraut?"

„Ja, aber nicht weitersagen!"

„Ausgeschlossen, Onkel! Also morgen ... morgen trinke ich mir mal Mut an, und dann riskiere ich's! Verflixte Sache, so was!"

„Da kann ich nichts zu sagen!" entgegnete Onkel Otto mit einem Seufzer. „Ein alter Junggeselle wie ich ... so was ist mir fremd geblieben."

*

Die Frauenversammlung findet unter regster Beteiligung statt.

Unbarmherzig rechnen die Rednerinnen mit dem verantwortungslosen Treiben des Bürgermeisters ab, der die Stadt Pulkenau, einst „ein Hort der Anständigkeit", zu einem Spielernest machte, und der jetzt auch noch nicht gelernt hat, sich mit den veränderten Verhältnissen abzufinden.

„Unsere Männer haben spielen gelernt; was sie mehr verdienten, ging doppelt aus ihrer Tasche!"

„Unsere Männer haben sich das Wirtshaussitzen Tag um Tag angewöhnt!"

„Unsere Gäste waren die Spieler von Berlin und die schlechten Weiber der Halbwelt!"

So geht's wie ein roter Faden durch die Versammlung. Schließlich holt man Onkel Otto, daß er spricht.

„Die kleine Stadt Pulkenau wollte ein großer Badeort werden. Das war viel gewagt, denn die kleine Stadt hatte außer einem kleinen Teich und einem verwilderten Park, außer einem prächtigen Nußbaum und dem alten, ehr-

würdigen Gasthaus „Zum blauen Ochsen", das vielleicht das älteste Gasthaus Deutschlands ist, nichts Besonderes an sich. Aber der Größenwahn hatte die Stadtväter, hatte den Bürgermeister gepackt. Tausend Orte in Deutschland gab's, die schöner und in allem besser geeignet waren, aber Pulkenau mußte es sein. Man hat den großen Wurf gewagt. Durch das Hinzukommen des Grafen Bossewitz, der sich als ein Falschspieler entpuppte, durch sein falsches Geld und seine Geschicklichkeit ist es gelungen, aus Pulkenau und seiner Umgebung wirklich ein sehenswertes Städtchen zu machen. Das ist wertvoll und ein Glück. Durch die Spieler von Berlin, die hier ungestört ihrem Laster frönen konnten, kam viel Geld in den Ort. Aber der Verdienst war kein anständiger, und er brachte den einfachen, unverdorbenen und ehrlichen Pulkenauern moralisch Schaden. Die Spieler sind weggeweht, der Fälscher ist verschwunden, Pulkenau ist mit einem blauen Auge davongekommen. Aber der Mann, dem wir diese ganze Unanständigkeit verdanken, der genau gewußt hat, daß es in den Klubs nicht sauber zuging, dem alles recht war, was die Stadt aufblähte, der dem Kleingewerbe durch die sinnlose Verbannung des Marktes so großen Schaden brachte, der hat scheinbar nichts gelernt und möchte seine größenwahnsinnigen Expansionsideen weiter durchführen. Aber das läßt sich die Frauenwelt Pulkenaus nicht gefallen!"

„Bravo!" riefen die Frauen und klatschten Beifall.

„Die Frauen Pulkenaus sagen in der richtigen Erkenntnis: Zurück zur Anständigkeit! Wir verzichten auf ein Glücksritter- und Spielertum, wir sind mit dem einfachen Sommer- und Weekendgast zufrieden, der sein bescheidenes Geld zu uns trägt und dem wir eine angemessene und preiswerte Beherbergung und Bewirtung geben können. Wir wollen nicht, daß heute Pulkenau wieder zu der einstigen Ackerbürgerstadt wird. Pulkenau soll Bad bleiben, aber ein Bad, in dem sich jeder anständige Mensch wohl fühlt, ein Bad, in das nicht nur Sonnabends und Sonntags der Spieler einkehrt, sondern ein Bad, in dem sich ganze Familien wochenlang erholen. Das bringt vielleicht der Allgemeinheit noch mehr Gutes als ein noch so kapitalkräftiges Spielerpublikum."

Die Begeisterung war grenzenlos. Er sprach den Frauen aus der Seele.

„Es gibt viele Kurorte in Deutschland, in denen die Bevölkerung durch den Kurbetrieb restlos verdorben ist. Das soll in Pulkenau nicht der Fall sein. Jeder soll sich so wohl wie in einem eigenen Heim, ja noch wohler fühlen. Frischfrohes Leben soll in Pulkenau pulsieren. Solange aber der Bürgermeister Justus Kirsch, zu dem man nach den Ereignissen kein Vertrauen mehr haben kann, im Amte ist, solange ist die Gewähr für eine gesunde Entwicklung der Stadt Pulkenau nicht gegeben. Die Frauen Pulkenaus fordern daher den Rücktritt des Bürgermeisters und Neuwahl eines Bürgermeisters. Die Frauen Pulkenaus fordern daher, daß die Stadt darauf verzichtet, den „Blauen Ochsen" zu enteignen und das einzig schöne Naturdenkmal unserer Stadt, den hundertjährigen Nußbaum, zu beseitigen. Ich lese Ihnen jetzt die von Frau Oberlehrer Martin verfaßte Resolution vor und bitte Sie alle um Unterzeichnung. Damit habe ich meine Pflicht erfüllt und danke Ihnen für die Aufmerksamkeit, die Sie mir entgegengebracht haben."

Großer Beifall.

Die Resolution wird verlesen, dann unterzeichnet man eifrig.

Plötzlich ruft Frau Böttcher: „Wir müssen aber doch jleich een'n neuen Burgemeester empfehlen, wen nehmen wir denn da?"

Da empfiehlt Lina den Ochsenwirt, den Peter Lenz, als Bürgermeister, und das gefällt, man schließt das Verlangen noch nachträglich der Resolution an.

*

Für den nächsten Tag ist eine große Demonstration der Frauen nachmittags um 2 Uhr angesetzt.

Auf dem Rathause herrscht große Aufregung und maßlose Wut. Der Bürgermeister und seine Getreuen schäumen vor Aufregung. Onkel Otto . . . man möchte ihn am liebsten vergiften.

Man überlegt, ob man ihn nicht als lästigen Ausländer ausweisen kann. Man will ihn wegen Beleidigung des Bürgermeisters belangen.

Justus Kirsch fühlt sich stark wie ein Cäsar. Er wird nicht von seinem Platze weichen.

Punkt 11 Uhr kommt Onkel Otto auf die Stadtbank.

Dort kocht's auch, und man hat auf Onkel Otto eine Wut, denn er war's, der die Stadt aus ihrem Goldrausch riß und der sie beinahe in große Schwierigkeiten stürzte.

Onkel Otto steht und wartet. Keiner der Beamten bequemt sich, ihn zu bedienen, sie beugen die Köpfe über ihre Bücher und tun, als wenn er nicht da wäre.

Onkel Otto hat eine große Geduld.

Plötzlich sagt er mit seinem lauten Organ: „Ist die Stadtbank pleite?"

Alle Köpfe fahren entsetzt und empört in die Höhe.

Der Stadtbankdirektor kommt selber hervorgestürzt.

„Mein Herr, was fällt Ihnen ein?"

„Ich wundere mich, daß man so wenig Wert auf seine Kunden legt!"

„Sie sind nicht unser Kunde!"

„Ich will es werden!"

„Was wünschen Sie?"

„Zunächst einen höflicheren Beamten! Ich habe keine Lust, mich hier mit einem albernen Flegel herumzuärgern, verstanden!"

„Herr, ich lasse Sie rauswerfen!" schnaubt der Vorsteher.

Ein älterer Herr, der neben Onkel Otto steht, sagt plötzlich derb: „Es ist doch wahrlich allerhand, was sich hier ein Kunde gefallen lassen muß!"

„Ich möchte doch sehr bitten . . .!"

„Ach was, jetzt möchte ich einmal bitten! Die Stadtbank ist der Giro-Genossenschaft angeschlossen, und ich bin der neue Direktor der Genossenschaft, Dr. Bäumert, wenn Sie gestatten!"

Der Vorsteher schnappt nach Luft.

„Herr Direktor . . . ich bitte . . . um Verzeihung!"

„Schon gut, jetzt erledigen Sie einmal den Herrn."

„Womit kann ich dienen?" fragt der Vorsteher jetzt ganz höflich Onkel Otto.

„Ich habe einen Scheck in Dollar. Können Sie mir ein Dollarkonto anlegen?"

„Das kann geschehen, nur mache ich Sie darauf aufmerksam, daß eine Auszahlung in Dollar nicht erfolgen kann, wenigstens zur Zeit nicht."

„Brauche ich nicht. Es soll nur wertbeständig sein! Bitte, ich möchte den Scheck einzahlen. Es ist ein bestätigter Scheck der Bank von Newyork."

Der Vorsteher nimmt den Block.

Er schaut den Scheck an und kriegt einen roten Kopf.

„Zwei . . . Millionen . . . Dollar?"

Riesenaufregung. Sogar der Direktor Bäumert ist platt.

Alles guckt voll Staunen und Bewunderung auf Onkel Otto, der sich plötzlich als reicher Mann entpuppt.

Der Vorsteher zerschmilzt bald vor Höflichkeit. Onkel Otto erhält Quittung und Formulare und zieht ab.

Der Direktor der Zentrale begleitet ihn bis zur Tür und spricht ihm den Dank aus, daß er trotz der schlechten Behandlung sein Geld der Stadtbank anvertraut hat.

(Fortsetzung folgt.)

Zweimal 53789.

Skizze von Fritz Müller-Partenkirchen.

Es war, wie immer, bei der großen Ziehung: der weite Saal war schwarz gefüllt. Früher hatten sich nur Losbesitzer eingestellt. Dann aber hatte sich's herumgesprochen, daß einem Anwesenden noch nie ein nennenswerter Gewinn zugefallen sei. Flugs ward ein Gesetz daraus: Draußen bleiben. Die meisten also standen auf den Gängen und Treppen und warteten, bis von drinnen die dicken Treffernummern herausgegeben wurden.

Mit scheuem Flüstern ging der Millionentreffer über Gang und Treppen, Hof und Straße. Auch die Hunderttausender begegneten noch leiser Ehrfurcht. Die Fünfzigtausender sagte man sich laut. Bei den Zwanzigtausendern schlenderte der Mund. Die Zehntausender gab man gähnend weiter: „Dreiundfünfzigtausend — uah — siebenhundertneunund — uah — uah —"

„Neunund *was*?“ schrillte es aus einer Wandnische an der Treppenwendung, „neunundwas —“

„—undachtzig“ kam es widerwillig, beinah murrend. Ein rascher Mädchenblick flitzte zwischen Sprecher und einem ausgestreckt in den Lichtbalken gehaltenen Lose hin und her, „hab' *ich* — hab' *ich* — o Mutter!“

Sie stürzte aus der Nische, die Treppe hinab, auf die Straße hinaus. Nachsichtig lächelnd machten ihr die Nichtgewinner Platz: „Na, immerhin zehntausend — weniger zwanzig Prozent Staatssteuer, wohlgemerkt . . .“ — —

Im staatlichen Zentrallosgeschäft drängten sich die Gewinner.

Strahlend klinkten sie die Türe auf, milde lächelnd segelten sie durch den Raum und bemühten sich am Schalter um die Haltung eines Menschen, der im Nebenamte täglich solche Summen haufenweise einkassiert. Bei den Schalterbeamten war es umgekehrt, sie mimten vor den Kunden freudiges Erstaunen, von dem ihre unbeteiligte Auszahlungsseele nichts wußte.

Die Stimme des Chefs hallte im Hintergrunde: „Wir machen darauf aufmerksam, daß Gewinne über zehntausend erst übermorgen ausbezahlt werden.“

„Und — dieses Los — zehntausend, bitte?“ zitterte ein Mädchen.

„Wird sofort ausbezahlt. Schrepfer, sehen Sie die Kontrolliste nach... stimmt, liebes Fräulein, stimmt. Ab zwanzig Prozent, macht achttausend. Darf ich bitten, die Scheine mitzuzählen, ja ... siebentausend, siebentausendeinhundert, zweihundert — stören Sie doch nicht, was ist, Schrepfer?“

Ein gehakter Zeigefinger winkte rückwärts, der auszahlende Beamte neigte Kopf und Ohr nach hinten, ungläubig flüsternd. „Was sagen Sie? Zweimal? Schalter elf? Ausgeschlossen — es sei denn —“ Ein schräger Blick nach dem ahnungslosen Mädchen, eiliges Zusammenraffen aller Scheine, dann ein kühles: „Augenblick, Fräulein — kleine Formalität noch — bitte, Platz nehmen.“ — Den Kassenra[illegible] überstrich eine zufällige knappe Stille im Rascheln der Papiere. In diese Stille tropfte es vom Schalter elf wie eine Wiederholung: „Was sagen Sie? Zweimal? Schalter drei? Ausgeschlossen — es sei denn . . . Augenblick, mein Herr — kleine Formalität noch — bitte, Platz zu nehmen.“

Die beiden saßen. Acht Schalter trennten sie. Etwas anderes, noch Dunkles, schien sie zu verbinden. Beide wippten mit dem übergeschlagenen Beine, beide suchten Ruhe vorzutäuschen, während es hinter den Schaltern tuschelte und die dicke Luft vom dünnen Läuten der Telephonglöckchen zerschnitten wurde.

Plötzlich Uniformen vor den beiden Schaltern und gemessenes Sprechen. „Darf ich bitten, mein Herr... Darf ich bitten, meine Dame, uns zu folgen — unauffällig, *Ihre* Sache — ins Privatkontor dort drüben.“ —

Da stand der dräuende Chef. Sein durchgebogener Zeigefinger wies nach zwei Losen auf dem polierten Tische: „Zweimal 53 789, erklären Sie!“

Das Mädchen bekam blanke erschrockene runde Augen. Es brachte keinen Ton hervor. Der Kommissar wandte sich ab: „Erklären *Sie*, junger Mann!“

Der hatte sich wahrhaftig eine Zigarette angezündet und lächelte: „*Nach* Ihnen, *Sie* sind Fachmann, ich bin Lithograph.“

„Ah, Lithograph!“ Es klang wie: „Da hätten wir den Vogel also.“

Der Chef hatte das Mädchen scharf beobachtet. „Sie brachten mir die Wäsche gestern, wenn ich mich nicht täusche?“

„Ja“, atmete sie auf, „meine Mutter —“

„— ist eine brave Frau, ich weiß. Wäscht für mich seit Jahren. Gute Leute, Herr Polizeikommissar, könnte mich verbürgen —“

„Nicht mehr nötig. Personalien festgestellt. — Jetzt Sie, mein Herr. Also Lithograph? Na, schön, und die zweite Nummer 53 789 wäre sozusagen eine — eine Meisterprobe Ihres Könnens, wie?“

„Bedaure“, paffte der, „die Probe wäre erst noch abzulegen.“

„Etwa, wie aus einer 3 mit guter Tusche eine 8 entsteht, hä?“

„Kleinigkeit. Der Zufall will, ich habe alles da, die Tusche, meine Feder — wenn die Herren mir dazu ein taugliches Objekt —“

Etwas außer Fassung wies der Chef auf die 3 von 53 789: „Bitte!“

Es klopfte. Ein alter Herr, der herbeigerufene Sachverständige für Notenfälschungen. Er sah dem Lithographen zu, der schon begonnen hatte. Atemlosigkeit ringsum. Minuten rannen. Der Lithograph paffte: „Fertig“.

Der Sachverständige hob das Los an das Licht: „Unglaublich diese Acht!“ Er packte das andere Los darunter, ein Funklicht flammte dazwischen auf: „Jetzt wird sich die zweite Acht enthüllen. Schonungslos. Nicht das erstemal, meine Herren“, strich er an dem grauen Bart herunter, „daß —, wieviele Fälscher hab ich schon entlarven müssen... merkwürdig, die zweite Acht ist echt, das Los ist es auch — beide Lose echt — man sollte die Staatsdruckerei —“.

„— benachrichtigen?“ sagte ein Mann in der Türe, „ist geschehen — bin der Leiter — weiß Bescheid, worum es geht. Hier das amtliche Druckprotokoll: Während des Druckes brach ein Zahn der Numeriermaschine. Es wäre durch ein Zusammentreffen von fünf, sechs Umständen nicht ganz ausgeschlossen, daß nach dem Zahnbruch eine Doppelzahl —“

„Bei welcher Nummer brach er?“ fragte der Kommissar scharf.

„Bei Nummer — Nummer — hier steht's im Protokoll:53 789 und —“

Ein Aufatmen, ein Lachen lief durch den Raum. „Nichts zu lachen, bitte, meine Herren!“

„Stimmt, für den Staat, der jetzt die Nummer zweimal auszuzahlen hat“, lachte der Chef, „bittere Sache, doch juristisch unanfechtbar — kommen Sie zur Kasse, Fräulein! Sie auch, Herr Lithograph — stellenlos, nicht wahr?“

„Leider“, paffte dieser seelenruhig.

„Sie sagten doch, Herr Direktor“, meinte der sachverständige Weißbart, „Sie brauchten in den Druckereien einen erstklassigen Lithographen —“

„— und kaltblütigen Zigarettenraucher“, lachte der Chef, „stellen Sie ihn an. Was er zu viel an Zuversicht besitzt, hat dieses Fräulein hier zu wenig. — Wie wär's mit einem Ausgleichstrunke hinter dem Inkasso? Und zum Trost, daß er nichts erreichte, ladet Ihr den Kommissarius ein.“

Herzoperationen.

Ein vielversprechendes Kapitel moderner Chirurgie.

Herzoperationen bilden eines der jüngsten Kapitel der modernen Chirurgie. Sie sind die Errungenschaft der letzten Jahrzehnte. Es ist noch nicht lange her, seit die Chirurgen sich an dieses Organ überhaupt heranwagten. Heute vollbringt man bereits Wunder auf diesem Gebiete. Und dabei befindet man sich erst am Anfang eines langen Weges.

Die erste Art von Operationen, die man am Herzen vorgenommen hat, war die Auflegung von Nähten auf Herzwunden. Es war Rehn, der 1896 zum ersten Mal eine Herznaht mit Erfolg ausführte, und es sind genau 30 Jahre her, seit ein französischer Chirurgenkongreß zum ersten Mal die Frage der Herzoperationen auf sein Tagesprogramm setzte.

Vor dem Weltkrieg machte die Praxis der Herzoperationen nur langsame Fortschritte. Erst der Krieg mit seinem ungeheuren Material sah die Herzchirurgen vor die Notwendigkeit gestellt, das bis dahin nie Dagewesene zu wagen, um das Leben manches Herzverletzten zu retten. Man hatte gelernt, nicht nur die Herzwunden zu nähen, sondern sie vorher noch zu behandeln. Man hatte vor allen Dingen gelernt, Kugeln und Splitter aus dem Herzen selbst zu entfernen.

Diese Operationen erscheinen heute so selbstverständlich und einfach, daß man über sie auf Kongressen nicht mehr spricht. Aber sie haben den Herzchirurgen Mut und Sicherheit eingeflößt und sie veranlaßt, weiter auf dem beschrittenen Wege zu gehen.

Die moderne Herzchirurgie unterscheidet drei Arten von Eingriffen: Operationen an Herznerven, am Herzbeutel und am Herzen selbst.

Die erste von diesen drei Kategorien erweist sich von außerordentlichem Nutzen bei der Behandlung einer Herzkrankheit, deren Schmerzlichkeit und Gefährlichkeit nur allzu

gut bekannt ist. Es ist dies die „Angina pectoris", eine Krankheit, die sich in krampfhaften Herzanfällen äußert. Manche, wenn auch nicht alle von diesen Herzanfällen, sind auf einen Reflex zurückzuführen, der, vom Herzen ausgehend, zum Herzen zurückkehrt, wobei er die Blutversorgung des Herzens stört.

Man hat sich nun in einigen Fällen dazu entschlossen, diesen „Kurzschluß" durch operative Beeinflussung der sympathischen Nerven zu unterbrechen. Man hat dabei erhebliche Erfolge erzielt. Die Zahl der Erfolge wäre zweifellos größer, wenn man sich zu solchen Eingriffen in weniger fortgeschrittenen Fällen entschließen könnte. Im allgemeinen ist „Angina pectoris" eine Krankheit, mit der der Patient bei entsprechender Lebensweise Jahrzehnte leben kann. Mitunter nimmt sie aber sehr akute Formen an, bei denen der Kranke durch eine Operation nichts verlieren, aber alles gewinnen könnte. Hier eröffnet sich für den Herzchirurgen ein ergiebiges Betätigungsfeld, das allerdings erst noch weiter studiert werden muß.

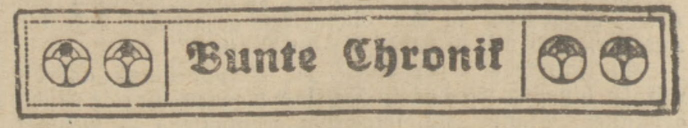
Die Operationen der zweiten Art, die Herzbeuteloperationen, werden mitunter bei Herzbeutelerkrankungen vorgenommen, von denen die chronische Herzbeutelentzündung („pericarditis") die gefährlichste ist. Es geschieht mitunter, daß der Herzbeutel das Herz zu eng umschließt und mit ihm an einzelnen Stellen verwächst. Solche Verwachsungen können beseitigt werden. Das Herz wird von der Einklammerung, in der es sich wie eine zu eng behandschuhte Hand fühlt, durch Operation befreit.

Die chronische Herzbeutelentzündung gehört erfreulicherweise nicht zu den Krankheiten, die oft vorkommen. Aber ihr Vorhandensein rechtfertigt oft genug einen operativen Eingriff. Nur auf diese Weise erhalten Personen, die hoffnungslos ans Bett gekettet sind, nicht nur die Möglichkeit, der Krankheit Widerstand zu leisten, sondern auch, wenn auch unter besonderen Vorsichtsmaßregeln, ein recht tätiges Leben zu führen.

Und nun das dritte und gefährlichste Kapitel der Herzchirurgie: die operativen Eingriffe am Herzen selbst. Den Anlaß dazu geben Erkrankungen, die man als Herzklappenfehler bezeichnet. Sie äußern sich entweder in der mangelhaften Schlußfähigkeit der Klappen oder in der Unfähigkeit, sich infolge von Verengungen zwischen den beweglichen Teilen der Klappe vollständig zu öffnen. (Man spricht in der Medizin im ersten Fall von Insuffizienz, im zweiten Fall von Stenose.) Es gibt Herzfehler, die durch die Anpassung des Herzens an die erhöhten Anforderungen gewissermaßen ausgeglichen, „kompensiert" werden. Ihre Existenz stört den davon Betroffenen mitunter nicht im geringsten. Dagegen führen die nicht kompensierten Herzfehler auf die Dauer zu schweren Störungen und zur Bedrohung des Organismus.

Was kann da die Herzchirurgie tun? Das Herz ist ein Organ, dessen Tätigkeit nicht unterbrochen werden darf. Die ungeheuren Blutmengen, die durch das Herz pulsieren, müßten bei der Öffnung des Herzens irgendwie unterbunden werden. Ein operiertes Herz müßte gleich in vollem Maße funktionsfähig sein. Dies alles sind Schwierigkeiten, die einen Herzschnitt bestenfalls zu einem ungeheuren Wagnis machen würden. Man bemüht sich aber, die Herzfehler zu beseitigen, ohne das Herz dabei aufzuschneiden. Man studiert die Möglichkeiten, in das Herz einzudringen, ohne sein Funktionieren für eine mehr als äußerst kurze Zeit zu stören. Man ist dabei noch nicht sehr weit über das Stadium der Experimente hinausgegangen. Diese Experimente werden selbstverständlich nicht an Menschen, sondern an Tieren vorgenommen. Aber schon konnten in einzelnen Fällen auch Menschen von den Ergebnissen dieser Experimente profitieren.

Vielleicht ist der Tag nicht mehr fern, an dem das Unmögliche möglich und ein Herzschnitt zur chirurgischen „Alltäglichkeit" wird. Die Voraussetzung dafür bleibt nach wie vor die engste Zusammenarbeit zwischen Chirurgie und innerer Medizin. Es ist natürlich völlig ausgeschlossen, daß die klinisch-therapeutische Behandlung je hinter die chirurgische zurücktreten könnte. Der operative Eingriff wird immer nur in äußerster Not angewandt werden, wird immer die „ultima ratio" bleiben. Er wird aber vielleicht dort mit größter Aussicht auf Erfolg angewandt werden können, wo die innere Medizin ihre Grenzen sieht und einen Herzkranken seinem Schicksal überlassen muß . . . **Dr. R.**



Bunte Chronik

Insekten als Scheidungsgrund.

In Newyork ist vor kurzem eine junge Ehe auf Veranlassung der Gattin nach nur eintägiger Dauer geschieden worden, weil der Ehegatte auf seinem Körper das Bild seiner früheren Geliebten eintätowiert trug. Das Gericht kam zu dem Schluß, daß es keiner Frau zugemutet werden könne, immer das Bild ihrer Vorgängerin vor Augen zu haben. Ein nicht minder origineller Scheidungsgrund hat dieser Tage einem Budapester Gericht Veranlassung gegeben, bei einer Scheidungsklage der Ehefrau Recht zuzusprechen. Der Ehegatte war Privatgelehrter auf dem Gebiete der Entomologie. Er besaß bereits eine große Sammlung, in der sich Tausende von Käfern und anderen Insekten befanden. Zu wissenschaftlichen Studien hegte er aber außerdem in allen nur erdenklichen Behältern lebende Insekten. Die junge, 20jährige Frau hatte zwar eine Abneigung gegen das kriechende und fliegende Getier, fügte sich aber ihrem Gatten zuliebe in seine Liebhabereien, um so mehr, als er die Wartung seiner Pfleglinge selbst besorgte. Als der Gelehrte nun eine Reise antreten mußte, beauftragte er seine Gattin, die Fütterung der Insekten, Käfer und Schmetterlinge und was sonst noch lebte und sich bewegte, zu übernehmen. Leider ereignete sich gleich bei der ersten Fütterung eine Katastrophe. Denn die Insekten, die offensichtlich falsch behandelt wurden, fielen über ihre Pflegerin her und setzten ihr mit Stichen und Bissen derartig zu, daß sie flüchten mußte. Auch an den folgenden Tagen wiederholten sich die Überfälle. Als der Gatte nach Hause kam und die Bescherung sah, machte er seiner Frau die heftigsten Vorwürfe und verlangte schließlich von ihr, daß sie zusammen mit ihm die Fütterung übernehmen sollte, damit sich die Insekten an sie gewöhnten. Die junge Frau verlangte dagegen, daß er sein Tierzeug abschaffen sollte. Das Ende vom Liede war eine Scheidungsklage, bei der das Gericht der Gattin recht gab, weil ihr — wie es in der Begründung heißt — nicht zugemutet werden könne, sich täglich schmerzhaften Stichen und Bissen der Insekten auszusetzen. — Danach dürfte es praktischer sein, in Zukunft nur solche Entomologen zu heiraten, die sich mit toten Insekten befassen.



Lustige Ecke



*** Jetzt spielt er Skat.** Der äußerst gewissenhafte und tüchtige Theaterdirektor Friedrich Gumtau, der in den siebziger und achtziger Jahren das Nationaltheater in Berlin leitete und später in Halle wirkte, war ein Freund der klassischen Kunst; dagegen konnte er Possen durchaus nicht leiden. Weil diese aber die Kassen füllten, durfte er zu seinem Ärger auf sie nicht verzichten. Als in seinem Theater wieder einmal eine Komödie gegeben wurde, schaute er durch das Guckloch des Vorhanges und sagte zornig: „Da sitzen nun die Kaffern, Kopp bei Kopp. Wenn ick aber meine Klassiker jebe, dann jehn se in de Kneipe und spielen Skat. Na, heute jehe ick in de Kneipe und spiele Skat."

*

*** Nachbarschaft.** Der Junge vom Nachbar hatte ein Anliegen. Er klopfte an die Tür.

„Was hat denn dein Vater für einen Wunsch? Braucht ihr etwas?" fragte der Nachbar.

„Mein Vater läßt um den Korkenzieher bitten."

Der Nachbar nickte erfreut:

„Aber gern. Sag deinem Vater, ich bringe ihn selber hinüber."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.